

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Wolfgang Schmidt**  
**Die Geschwister**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Vor einiger Zeit gelangte ich in den Besitz der Aufzeichnungen von Jordan Tahedl. Ich dachte daran, sie zu veröffentlichen, bemühte mich auch eine Weile, dem recht umfangreichen Stoff die entsprechende sprachliche Form zu geben, sah aber schließlich ein, daß ich dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Man bedenke nur, daß seine tagebuchartigen, in einer schwer leserlichen gotischen Schrift abgefaßten Aufzeichnungen über tausend Seiten zählten. Teils waren sie in einem Telegrammstil geschrieben, teils in Versform, immer wieder fehlte das Verb. Tahedl ließ dann einfach Platz, als lade er den Leser ein, das passende Wort zu finden. Ein Satz, der längste in seinem Manuskript, übrigens ein sehr schöner Satz, umfaßte nahezu dreihundert Wörter.

Auch seine Rechtschreibung war ungewöhnlich. Anfangs dachte ich, es handle sich um orthographische Fehler. Doch dann entdeckte ich, daß diese seltsame Schreibweise einer Gesetzmäßigkeit unterlag: Jordan befolgte gewisse im Laufe unserer Sprachgeschichte eingetretene Lautverschiebungen häufig nicht.

Ich war mir auch lange nicht vollkommen sicher, ob seine tagebuchartigen Schriften autobiographisch sind. Er verwendete nicht nur das übliche «ich» des Berichters, sondern auch die dritte Person «er», ohne zu erklären, wer «er» ist. Oft fand ich diesen Wechsel von «er» zu «ich» verwirrend, doch ich glaube, nun eine Erklärung gefunden zu haben. Ich kam darauf, als ich einmal versehentlich die Worte falsch aneinandergereiht hatte. Schlagartig wurde mir klar, wer diese beiden waren. Der «ich» Tahedls war der Erlebende, der Dinge tut, dem Dinge widerfahren; der «er» Tahedls war der Denkende, Analysierende. Eine Spaltung der Persönlichkeit, könnte man denken, doch ich bin da anderer Ansicht: Er trennte lediglich stilistisch, was ja auch tatsächlich getrennt im Menschen vor sich geht. Man kann nicht etwas tun oder erleben und gleichzeitig darüber nachdenken. Das wäre ebenso unmöglich wie die Analyse von noch Ungeschehenem.

Jordans Stil war außerdem von einer willkürlichen, achtlosen, völlig unbekümmerten, oft geradezu wuchernden Schönheit, die den modernen Leser abschrecken mußte.

Summa summarum – die Transkription der Reminiszenzen Jordans hätte mich enorme Mühe gekostet. Nachdem ich jedoch einmal begonnen hatte, mich mit der Materie zu beschäftigen, war ich nicht mehr fähig, mich von ihr zu trennen. Wie damals, als wir uns kennenlernten, zog er mich auch jetzt in seinen Bann. So entschloß ich mich, über die kurze Zeit, die wir zusammen verbracht hatten, meinen eigenen Bericht zu schreiben.

Der Tag, an dem ich Jordan das erste Mal sah, läßt sich leicht ermitteln. Es war nach den Weihnachtsferien, ich war Septimianer – also muß es nach dem Dreikönigstag im Jahre 1935 gewesen sein. Ein Jahr später maturierte ich.

Die Glocke, welche den Beginn des Unterrichts ankündigte, hatte schon geläutet, wir saßen in unseren Bänken, da öffnete sich die Tür, und ein Fremder, zu alt für einen Schüler, zu jung, um Lehrer sein zu können, trat ein, sah sich um im Raum, erspähte einen leeren Platz in der zweiten Bank der rechten Reihe, wies auf ihn mit einer fragenden Geste, maß hierauf die Klasse mit Blicken, offensichtlich eine Antwort erwartend.

«Die Bank ist frei», rief ich. Mit einem entgegenkommenden Lächeln, den Kopf leicht seitlich geneigt, sagte er: «Sehr nett von dir.»

Ganz gegen meine Gewohnheit, wahrscheinlich angesteckt von seinem Benehmen, antwortete ich ein wenig förmlich: «Nichts zu danken, gerne geschehen», worauf ein Mädchen zu lachen begann.

Jordan sah sie an, und in diesem Augenblick ahnte ich,

daß sich etwas Ungewöhnliches in unserer Klasse anzubahnen begonnen hatte. Es war Jordans Art, das Mädchen anzusehen, welche dieses Gefühl in mir ausgelöst hatte. Ein langer leerer Blick war es, fast träge könnte man ihn nennen. Dieser Eindruck wurde auf eine seltsame Weise verstärkt, als Professor Kundig eintrat. Jordan richtete seinen Blick nicht gleich auf ihn, wie man erwartet hätte, sondern musterte weiterhin in aller Ruhe das Mädchen, bis er sich endlich entschloß, Kundig anzusehen. Dieser hatte gehüstelt, und da erlebte ich auch schon die nächste Überraschung. Jordan verneigte sich kaum merklich im Sitzen, und Kundig bemerkte: «Sie müssen der neue Schüler sein.» Dann blätterte er hastig im Klassenbuch und sagte: «Ach ja, Jordan Tahedl.»

Obwohl ich mich an vieles, was sich an diesem Tag nach Heiligedreikönig ereignet hatte, genau erinnere, fällt es mir schwer, das Äußere Jordans zu beschreiben. «Dunkel» kommt mir in den Sinn, wenn ich versuche, ihn mir vorzustellen. «Fremd» fällt mir dann ein. Doch nur allmählich nehmen diese Eindrücke konkretere Formen an. Ich erinnere mich an einen schwarzen Rock, etwas hellere lange Hosen und schwere Nagelschuhe. Auch eine Krawatte sehe ich plötzlich vor mir, ein abgetragenes, strickartiges Ding, das er in einem engen Knoten um den Hals gebunden hatte. Man muß sich nun diese Kleidungsstücke in einer Klasse von Septimanern vorstellen, um zu begreifen, warum mir das Wort «fremd» eingefallen war. Keiner meiner Klassenkameraden kleidete sich auf diese Weise, sein Gewand paßte einfach nicht in diese Umgebung. Auch die große Hornbrille, die er trug, war ungewöhnlich. Dazu kam noch, daß er ganz glatt zurückgebürstetes, langes schwarzes Haar hatte, das sich im Nacken kräuselte.

Ich weiß nicht mehr, ob er besonders groß war. So sehr ich mich auch bemühe, ich komme diesbezüglich zu keinem klaren Schluß. Wenn ich so ganz allgemein an ihn denke, wirkt er groß, doch kaum stelle ich ihn gegen den Hintergrund der Klasse, verkleinert er sich etwas. Bemerkenswert finde ich, daß meine Mitschüler ihn ignorierten. Niemand sprach mit ihm, und wenn man über ihn redete, nannte man ihn immer Jordan Tahedl, nie hörte ich «der Tahedl» oder «Jordan».

In diesen ersten Tagen verhielt er sich, als stätte er uns einen Besuch ab. Eine seiner Eigenarten war, Mitschülern zuzunicken. Auch mich sah er gelegentlich freundlich an, und nach etwa fünf, sechs Sekunden nickte er; es war ein ermunterndes Nicken, eher von unten nach oben als umgekehrt. Und einmal sagte er, nachdem er wieder so sonderbar genickt hatte: «Sehr schön.»

Während des Unterrichts schien er geistesabwesend. Dieser Eindruck muß sehr offensichtlich gewesen sein, denn ich erinnere mich an die Frage eines Lehrers, ob er Schwierigkeiten habe, ihm zu folgen, worauf Jordan «Keineswegs» antwortete.

«Keineswegs» war übrigens eines seiner Lieblingsworte, ich hörte es oft von ihm. Er schnitt mit diesem Wort Fragen oder Gespräche ab. Ob er aus unserer Gegend stamme, fragte ich ihn einmal. «Keineswegs», entgegnete er und wandte sich ab. Jetzt fällt mir auch noch ein, daß er eine ungewöhnlich große Taschenuhr an einer silbernen Kette in der Brusttasche seines schwarzen Rockes trug; die Kette war im obersten Knopfloch des Rockes befestigt.

«Ich bin aus Gottesthal», sagte er einmal unvermittelt und sah mich dabei prüfend an. Ich wußte damals nicht, wo Gottesthal liegt, und ihn nachahmend sagte ich: «Sehr

schön» und verneigte mich leicht, wie er es gelegentlich tat. Er lachte ein wenig und sagte: «Keineswegs.»

An diesem Abend erwähnte ich bei Tisch Gottesthal, worauf mein Vater, die volle Gabel schon auf halbem Weg zum Mund, zu essen aufhörte und sich eingehend nach unserem neuen Schüler erkundigte. «Kennst du den Ort?» fragte ich. Da nahm er noch schnell einen Bissen, wischte sich mit der Serviette über den Mund und sagte: «Ja . . . Sektierer, soviel ich weiß.»

Ich wurde nicht klug aus seiner Antwort und bat ihn um eine nähere Erklärung. «Gottesthal ist ein Dorf von etwa zwei, drei Dutzend Höfen – vielleicht sogar noch weniger . . . Erinnerst du dich?» wandte er sich an meine Mutter. «In dem Sommer vor unserer Hochzeit, wir wanderten im Grenzgebiet gleich unter dem Kamm auf unserer, der böhmischen Seite – das Dorf, in dem ein Hund Innozenz gerufen wurde. «Kusch, Innozenz», rief ein Mann, als uns der Köter anbellte.»

«Ach ja, das Dorf mit den Kretins», erinnerte sich meine Mutter, «vor jedem Haus saß irgendein Kretin auf einer Bank und starrte uns an. Schreckliche, groteske Wesen mit riesigen oder winzigen Köpfen, Schweinsgesichtern . . . Schrecklich», wiederholte sie.

«Inzucht», bemerkte mein Vater.

Ich war nun äußerst gespannt. Im Laufe dieser Mahlzeit erfuhr ich, immer wieder durch Bemerkungen über die Gerichte, die wir aßen, unterbrochen, was meine Eltern über die Heimat Jordan Tahedls wußten.

Die Menschen dort, bestimmt nicht mehr als zwei-, dreihundert, seien irgendwelche Protestanten, die vor Jahrhunderten aus dem südlichen Frankreich geflohen seien – das habe ihm einmal ein Heimatkundler erzählt, meinte mein

Vater. Die meisten von ihnen, angeblich einige tausend, wären in das Innere Böhmens weitergezogen und hätten sich Hus und dessen Gefolge angeschlossen. Die Gottesthaler wären aus unbekanntem Gründen in diesem sehr abgelegenen Hochtal, das ja damals noch nicht urbar gemacht war, geblieben. Auch heute gäbe es dort noch keine Elektrizität; bis zur Jahrhundertwende war das Dorf nur mit Saumtieren erreichbar. Die vielen Kretins seien das Resultat von Inzucht. «Diese Sektierer», wie mein Vater sie nochmals nannte, «vermischen sich nicht.»

«Das muß ein anderes Dorf sein», sagte ich, mein neuer Mitschüler mache einen ausgezeichneten Eindruck.

«Es gibt natürlich auch Normale unter ihnen», belehrte mich mein Vater und fügte nach einigem Überlegen hinzu: «Angeblich war Mendels Assistent in seinem Brünner Kloster ein konvertierter Waldenser.»

Das war das erste Mal, daß ich den Namen dieser Sekte hörte, doch ehe ich fragen konnte, wer denn diese Waldenser seien, sagte mein Vater lachend, man schreibe diesem Assistenten Mendels Idee mit den Erbsen zu, was natürlich Unsinn sei. «Aber», fuhr er fort, «eines muß man den Gottesthalern lassen, unter all ihren Idioten bringen sie immer wieder außerordentliche Menschen hervor.» Es wäre, so drückte sich mein Vater aus, als trachte die Natur, gelegentlich wiedergutzumachen, was sie verbrochen habe.

In dieser Nacht träumte ich von Jordan Tahedl und den Waldensern von Gottesthal. Er trieb eine Schar offensichtlich schwachsinniger Menschen vor sich her, die sehr klein, aber erwachsen waren. Jordan schlug mit einem Stock aus spanischem Rohr, wie ihn in dieser Zeit Männer trugen, die Vieh zum Schlachthof brachten, immer wieder heftig auf sie ein.

Mein erstes Gespräch mit ihm muß auch in diese Woche gefallen sein. Eigentlich war es nur ein kurzer Austausch, doch in Anbetracht seiner üblichen Schweigsamkeit schien es damals, als hätten wir uns länger unterhalten.

Ich wurde aufmerksam auf ihn, als er die Breite und Länge des Klassenraumes abschnitt, als messe er ihn; dann schien er die Höhe zu schätzen, setzte sich hierauf auf den Katheder – es muß in der Mittagspause gewesen sein – und schaute, die Beine schlenkernd, die Hände seitlich aufgestützt, über uns hinweg ins Leere. Die Mädchen begannen zu kichern, doch er nickte ihnen nur freundlich zu, rutschte dann gänzlich unbekümmert vom Katheder, stieg vom Podium und kam auf mich zu.

«Der Raum hat perfekte Proportionen», sagte er.

Ich war damals in einer Phase meiner Entwicklung, in der ich es nicht fertigbrachte, eine Gelegenheit, etwas Komisches zu sagen, ungenützt zu lassen. «Das freut mich riesig», entgegnete ich also, worauf er mich eine Weile fragend ansah, dann kurz auflachte und seine Hand auf meinen Arm legte.

«Als ich hier ankam, war mein Leben ein wenig in Unordnung geraten – Unannehmlichkeiten . . . du verstehst», erklärte er. «Immer wenn ich in dieses Klassenzimmer kam, beruhigte ich mich. Ich ahnte gleich, daß es die Proportionen waren, wollte mich heute nur vergewissern.»

Ich muß nun hinzufügen, daß unser humanistisches Gymnasium ein ehemaliges Jesuitenkloster war. Mich umsehend, als wolle ich seine Beobachtungen überprüfen, entdeckte ich jedoch nichts Besonderes. Der Raum war sehr hoch, die Decke hatte Stuckverzierungen, ich zählte sechs Fenster, von denen zwei der Moldau zugewandt

waren, die anderen dem Schulhof. Sie lagen in tiefen Mauernischen, reichten fast bis zur Decke und waren schmutzig.

«Schöne Proportionen», sagte ich ohne Überzeugung und fragte ihn, wie ein Raum mit häßlichen Proportionen aussehe.

«Nimm einen Meter von der Breite weg oder erhöhe den Raum, wenn auch nur um einige Zentimeter, und die Harmonie der Maße wäre zerstört. – ‹Das freut mich riesig, hast du gesagt›, fuhr er fort, «das ist Humor der schönen Proportionen – weiß Gott, was du in einem weniger gelungenen Raum gesagt hättest.»

Ich lachte verlegen. Gerede dieser Art war mir neu. Wahrscheinlich in dem Wunsch, auch etwas Geistreiches zu sagen, meinte ich, das seien wohl Waldenser-Weisheiten.

«Ach, das», entgegnete er, als hätte er gewußt, daß früher oder später die Sprache darauf kommen würde. «Die Waldenser also – erzähle mir, was du über sie weißt.»

«So gut wie nichts.» Und ich faßte kurz zusammen, was mein Vater einige Abende vorher erzählt hatte, ließ allerdings die Kretins sowie die Inzucht aus.

Er hörte mir aufmerksam zu, legte wieder seine Hand auf meinen Arm. «Ordentlich von dir, daß du die Schwachsinnigen nicht erwähnt hast», meinte er dann, «aber die gehören auch zur Gottesthaler Geschichte, ebenso wie die Scharfsinnigen, die Hellhörigen und die mit dem Zweiten Gesicht.»

Während ich diese Zeilen niederschreibe, werde ich mir plötzlich bewußt, daß ich der Versuchung zu fabulieren nachzugeben beginne. Erinnerung ich mich denn wirklich so

genau an den Wortlaut solch unwesentlicher, Jahre zurückliegender Gespräche? Wenn sich die Worte fast ohne mein Zutun aneinanderreihen, bin ich fest überzeugt, daß ich genau berichte, was damals vor sich gegangen ist. Doch kaum lese ich sie ein paar Minuten später, beunruhigt mich die Frage, ob es auch wirklich so gewesen ist. Ich glaube, nun die Antwort gefunden zu haben – die mögliche Antwort, denn ganz sicher bin ich mir natürlich nicht. Meine Erinnerungen sind fast immer zu einem wesentlichen Teil bildlich. Ich sehe zunächst einmal Jordan in unserem Klassenzimmer, dann beginnt er zu messen, und dann spielt sich die Szene wie im Schauspiel vor meinem geistigen Auge ab. Jetzt kenne ich auch den Ursprung meiner Bedenken: Ich zweifle nicht, daß das Bild, an das ich mich erinnere, den damaligen Geschehnissen entspricht, frage mich jedoch, ob ich fähig bin, dieses gesamte Bild, wie ich es heraufbeschworen habe, wirklichkeitsgetreu wiederzugeben. Nehmen wir als Beispiel die gerade geschilderte Szene: Nochmals lasse ich sie mir von meinem Gedächtnis vorspielen, und gleich entdecke ich, daß meine Schilderung nicht vollständig war. In dem Bild des Raumes fehlen wesentliche Gegenstände. In einer Ecke sehe ich nun einen sehr großen eisernen Ofen, dessen massive Tür manchmal explosionsartig aufflog. Ich suche die Wände nach Bildern ab, finde aber keine, also müssen sie kahl gewesen sein. Doch da taucht plötzlich ein mittelgroßer, dunkelgerahmter Masaryk in einem weißen Passepartout auf. Hing Masaryk wirklich in unserem Klassenzimmer? Jetzt fallen mir auch noch die kichernden Mädchen ein. Hat Jordan von seinem Kathedersitz über sie hinweg ins Leere geschaut? Vielleicht hat er sie auf seine seltsame Weise angesehen? Vielleicht lachten sie deshalb? Ich fürchte, man wird sich

mit solchen Ungenauigkeiten abfinden müssen. Ich wüßte nicht, wie ich sie berichtigen könnte.

Da fällt mir etwas sehr Wesentliches ein, das in den bildlichen Erinnerungen fast verlorengegangen wäre. Es sind die Gerüche, es ist jene Melange von Düften, die eigentlich erst Leben in das Szenario meiner Erinnerungen bringen. Vorherrschend waren die Gerüche von Kreide, Tinte, Staub und irgendeinem Öl – vielleicht war es auch Terpentin, mit dem die Bohlen des Bodens eingelassen waren. Dies waren sachliche, durchaus angebrachte Gerüche, die allerdings gelegentlich von einer Vielfalt menschlicher Ausdünstungen überdeckt wurden. Unangenehm ist meine Erinnerung an nervöse Schweißgerüche, besonders von Mädchen, die während der Schularbeiten in der Mathematik die sachlichen Gerüche überlagerten. Doch mitunter roch man auch Kosmetisches – gute Seifen, Kölnisch Wasser oder gar Parfüm.

Ich bemühe mich, die verschiedenen Merkmale unseres Klassenzimmers möglichst genau zu beschreiben, da dieser Raum in meinen Erinnerungen an Jordan eine wichtige Rolle spielt. An dem Tag, da er sich mit der Harmonie der Maße befaßte, erfuhr ich nichts Näheres über die Gottesthaler Waldenser. Es läutete, und wir kehrten zurück zu unseren Bänken.